



Leseprobe

Nora Roberts

Im Sturm des Lebens
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 672

Erscheinungstermin: 13. Juni 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

NORA ROBERTS
Im Sturm des Lebens

NORA ROBERTS

IM STURM DES LEBENS

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Margarethe van Pée

DIANA

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen,
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchneuausgabe 07/2016

Copyright © 2001 by Nora Roberts

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel

The Villa bei G.P. Putnam's Sons, New York

Copyright © 2002 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München und

© 2016 dieser Ausgabe by Diana Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv: © look-foto; Bartłomiej Magierowski,

Dan Kosmayer Samot, StevanZZ, Francesco R. Iacomino/Shutterstock

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35905-5

www.diana-verlag.de

*Für die Familie, die die Wurzeln bildet.
Für die Freunde, die die Blüten sind.*

Prolog

An dem Abend, als er ermordet wurde, nahm Bernardo Baptista eine einfache Mahlzeit aus Brot, Käse und einer Flasche Chianti zu sich. Der Wein war noch etwas jung, Bernardo nicht. Keiner von beiden hatte die Chance, älter zu werden.

Wie Brot und Käse war Bernardo ein einfacher Mann. Seit seiner Hochzeit vor fünfundsünfzig Jahren wohnte er noch immer im selben kleinen Haus in den sanften Hügeln nördlich von Venedig. Seine fünf Kinder waren hier aufgewachsen. Seine Frau war hier gestorben.

Mittlerweile war Bernardo dreiundsiebzig und lebte allein. Die meisten Mitglieder seiner Familie wohnten nur einen Steinwurf entfernt, am Rand des großen Weinbergs von Giambelli, wo Bernardo seit seiner Jugend gearbeitet hatte.

Er kannte *La Signora* seit ihrer Kindheit, und man hatte ihm beigebracht, die Mütze zu ziehen, wann immer sie vorbeikam. Und wenn Teresa Giambelli jetzt aus Kalifornien zum *Castello* und dem Weinberg zurückkam, blieb sie immer noch stehen, wenn sie ihn sah. Dann redeten sie von den alten Zeiten, als ihr Großvater und er im Weinberg gearbeitet hatten.

Signore Baptista nannte sie ihn. Respektvoll. Er mochte *La Signora*, und er war ihr und den Ihren sein ganzes Leben lang treu ergeben gewesen.

Mehr als sechzig Jahre lang war er an der Bereitung von Giambelli-Wein beteiligt gewesen. Es hatte zahlreiche

Veränderungen gegeben – manche zum Guten, nach Bernardos Meinung, andere nicht. Er hatte viel gesehen.

Manche fanden, zu viel.

Die Weinstöcke, die jetzt noch im Winterschlaf lagen, mussten bald beschnitten werden. Wegen seiner Arthritis konnte Bernardo nicht mehr so viel mit den Händen arbeiten wie früher, aber trotzdem würde er jeden Morgen hinausgehen, um zuzusehen, wie seine Söhne und Enkel die Tradition fortführten.

Immer hatte ein Baptista für Giambelli gearbeitet. Und in Bernardos Vorstellung würde das auch immer so bleiben.

An diesem letzten Abend seiner dreiundsiebzig Jahre blickte er hinaus über die Weinstöcke – *seine* Weinstöcke –, um zu sehen, was bereits getan worden war und was noch getan werden musste, und er lauschte dem Dezemberwind, der durch die dünnen Äste raschelte.

Sie zogen sich in gleichmäßigen Reihen die Hänge hinauf. Mit der Zeit würden sie zu neuem Leben erwachen. Sie vergingen nicht wie der Mensch. Das war das Wunder der Traube.

Er konnte die Schatten und die Umrisse des großen *Castello* erkennen, das die Weinberge überragte und über diejenigen wachte, die darin arbeiteten.

Jetzt lag es verlassen in der Winternacht. Nur die Dienstboten schliefen im *Castello*, und die Trauben mussten erst noch reifen.

Bernardo sehnte sich nach dem Frühling und dem langen Sommer, der darauf folgte, wenn die Sonne wieder seinen Leib wärmen würde und die junge Frucht reif werden ließ. Wie jedes Jahr wollte er wenigstens noch eine Ernte erleben.

Die Kälte machte Bernardo zu schaffen, schmerzte tief in

seinen Knochen. Er überlegte, ob er die Suppe warm machen sollte, die seine Enkelin ihm gebracht hatte, aber seine Annamaria war keine besonders gute Köchin. Mit diesem Gedanken aß er den Käse auf und trank, an seinem kleinen Kamin sitzend, von dem guten, vollmundigen Wein.

Er war stolz auf sein Lebenswerk. Das Glas enthielt einen Teil davon. Im Schein des Feuers schimmerte es tiefrot. Der Wein war ein Geschenk gewesen, eins von vielen, die er zu seiner Pensionierung bekommen hatte, obwohl jeder wusste, dass er sich nur auf dem Papier zur Ruhe setzte. Trotz seiner schmerzenden Knochen und seines altersschwachen Herzens ging Bernardo immer noch zum Weinberg, prüfte die Trauben, beobachtete den Himmel und schnupperte die Luft.

Er lebte für Wein. Und er starb dafür.

Er trank und nickte am Feuer ein, eine Decke über die dünnen Beine gelegt. Sonnenüberflutete Felder erschienen vor seinem inneren Auge, seine Frau, lachend, er selbst, wie er seinem Sohn beibrachte, eine junge Weinrebe zu stützen, eine reife zu beschneiden. *La Signora* stand neben ihm zwischen den Reihen, die ihre Großväter angelegt hatten.

Signore Baptista, sagte sie zu ihm, als ihre Gesichter noch jung waren, uns ist eine Welt geschenkt worden. Wir müssen sie behüten.

Und das hatten sie getan.

Der Wind piff um die Fenster seines kleinen Hauses. Das Feuer erlosch langsam.

Und als der Schmerz wie eine Faust nach ihm griff und sein Herz zu Tode drückte, war sein Mörder sechstausend Meilen weit weg, umgeben von Freunden und Partnern, und genoss einen perfekt gedünsteten Lachs und einen edlen Pinot Blanc.

Teil Eins
Der Rebschnitt

*Ein Mensch ist ein Bündel von Beziehungen,
ein Klumpen Wurzeln,
und die Welt ist seine Blüte und Frucht.*

RALPH WALDO EMERSON

1 Die Flasche Castello di Giambelli Cabernet Sauvignon, Jahrgang '02, erreichte auf der Auktion einhundertfünfundzwanzigtausendfünfhundert amerikanische Dollar. Viel Geld, dachte Sophia, für Wein, der so mit Gefühl durchsetzt ist. Der Wein in dieser schönen alten Flasche war aus Trauben gemacht worden, die in dem Jahr geerntet worden waren, als Cesare Giambelli das Weingut Castello di Giambelli in den Hügeln nördlich von Venedig gegründet hatte.

Damals konnte *Castello* beides bedeuten, einen Schwindel oder übergroßen Optimismus, je nachdem, aus welchem Blickwinkel man es betrachtete. Cesares bescheidenes Haus und seine aus Stein gebaute Kellerei waren alles andere als schlossähnlich, aber seine Weinstöcke waren königlich, und er hatte ein Imperium mit ihnen begründet.

Nach fast einem Jahrhundert war vermutlich auch ein hervorragender Cabernet Sauvignon nur noch als Salatsauce verwendbar und nicht mehr zum Trinken geeignet, aber es war nicht Sophias Aufgabe, sich mit dem Mann mit dem Geld zu streiten. Ihre Großmutter hatte recht gehabt, wie immer. Für das Privileg, ein Stück Geschichte der Giambellis zu besitzen, würden sie bezahlen, und zwar reichlich.

Obwohl sie wahrscheinlich beides sowieso nicht vergaß, notierte sich Sophia das letzte Gebot und den Namen des Käufers, um ihrer Großmutter nach der Auktion eine Mitteilung zu schicken.

Sie nahm an diesem exklusiven Jahrhundertereignis nicht nur als Leiterin der Öffentlichkeitsarbeit teil, die die Werbung

und den Katalog für die Auktion gestaltet und herausgebracht hatte, sondern auch als Vertreterin der Familie Giambelli.

Und in dieser Eigenschaft saß sie still hinten im Raum und beobachtete den Verlauf der Auktion.

Sophia hatte die Beine graziös übereinandergeschlagen. Den Rücken hielt sie gerade, wie sie es in der Klosterschule gelernt hatte. Sie trug ein schwarzes Nadelstreifenkostüm, von einem italienischen Designer maßgeschneidert, das sowohl geschäftsmäßig als auch äußerst weiblich wirkte. Genauso sah Sophia sich auch selbst.

Ihr Gesicht war scharf geschnitten, ein blassgoldenes Dreieck, das beherrscht wurde von tief liegenden braunen Augen und einem großzügig geschnittenen Mund. Ihre Wangenknochen standen deutlich hervor, und sie hatte ein energisches Kinn. Immer schon hatte sie skrupellos ihr Gesicht als Waffe eingesetzt, wenn es ihr angebracht erschien.

Vor einem Jahr hatte sie ihre taillenlangen Haare zu einem kurzen schwarzen Bob mit Stirnfransen abschneiden lassen. Es stand ihr gut. Sophia wusste genau, was ihr stand.

Sie trug die alte Perlenkette, die ihre Großmutter ihr zu ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstag geschenkt hatte, und ihr Gesicht zeigte einen Ausdruck höflichen Interesses. Sie verglich diesen Gesichtsausdruck immer mit dem »Vorstandsblick« ihres Vaters.

Als das nächste Objekt ausgestellt wurde, hellte sich Sophias Miene auf, und sie verzog ihre Mundwinkel zu einem leichten Lächeln.

Es war eine Flasche Barolo, Jahrgang '34, aus dem Fass, das ihr Urgroßvater zu Ehren der Geburt ihrer Großmutter DiTeresa genannt hatte. Auf dem Label der privaten Reserve

prangte ein Bild von Teresa mit zehn Jahren, dem Jahr, in dem der Wein lange genug in dem Eichenfass gereift und auf Flaschen gezogen worden war.

Jetzt, mit siebenundsechzig, war Teresa Giambelli eine Legende, und ihr Ruf als Winzerin übertraf sogar den ihres Großvaters.

Dies war die erste Flasche dieses Labels, die jemals zum Verkauf angeboten wurde, und wie Sophia erwartet hatte, überschlugen sich die Angebote.

Der Mann neben Sophia tippte auf seinen Katalog, in dem das Foto von dem Label abgebildet war.

»Sie sehen ihr ähnlich.«

Sophia rutschte ein wenig zur Seite und lächelte dem Mann zu. Er war ein distinguiertes Herr um die sechzig. »Danke.«

Marshall Evans, fiel ihr ein. Makler in der zweiten Generation. Vermögen 500. Sie war stolz darauf, die Namen und statistischen Daten der Weinkenner und -sammler mit tiefen Taschen und teurem Geschmack auswendig zu kennen.

»Ich hatte gehofft, *La Signora* würde an der Auktion heute teilnehmen. Geht es ihr gut?«

»Ja. Aber sie ist anderweitig beschäftigt.«

Der Piepser in ihrer Tasche vibrierte. Leicht verärgert über die Unterbrechung ignorierte Sophia ihn, um weiterhin die Auktion beobachten zu können. Sie ließ die Augen durch den Raum schweifen. Ein beiläufig gehobener Finger in der dritten Reihe bewirkte, dass der Preis um weitere fünfhundert anstieg. Ein leises Nicken aus der fünften Reihe überbot die Summe.

Am Ende schlug der Barolo den Cabernet Sauvignon um fünfzehntausend. Sophia wandte sich zu dem Mann neben ihr und streckte ihm die Hand entgegen.

»Herzlichen Glückwunsch, Mr. Evans. Ihr Beitrag für das Internationale Rote Kreuz wird eine gute Verwendung finden. Und namens der Familie und des Unternehmens Giambelli hoffe ich, dass Sie Ihren Preis genießen.«

»Daran zweifle ich nicht.« Er ergriff ihre Hand und führte sie an die Lippen. »Ich hatte vor vielen Jahren einmal das Vergnügen, *La Signora* kennenzulernen. Sie ist eine außergewöhnliche Frau.«

»Das ist sie.«

»Möchte ihre Enkelin mir vielleicht die Freude machen, heute mit mir zu Abend zu essen?«

Er war alt genug, um ihr Vater zu sein, aber Sophia war zu sehr Europäerin, um sich davon abschrecken zu lassen. Ein anderes Mal hätte sie zugestimmt und wahrscheinlich seine Gesellschaft genossen. »Es tut mir leid, aber ich habe einen Termin. Vielleicht bei meiner nächsten Reise an die Ostküste, wenn Sie dann nichts vorhaben.«

»Ich werde dafür sorgen.«

Mit einem freundlichen Lächeln erhob sie sich.

»Wenn Sie mich bitte entschuldigen möchten ...«

Sie schlüpfte aus dem Raum, zog den Piepser aus der Tasche und warf einen prüfenden Blick darauf. Nach einem Abstecher auf die Damentoilette blickte sie auf ihre Uhr und holte ihr Telefon aus der Tasche. Sie setzte sich auf eines der Sofas, gab die Nummer ein und platzierte ihr Notebook und ihren elektronischen Organizer auf dem Schoß.

Nach der langen, anstrengenden Woche in New York war sie immer noch aufgedreht, und als sie jetzt ihre Termine durchsah, stellte sie erfreut fest, dass sie noch Zeit hatte, um ein wenig einkaufen zu gehen, bevor sie sich fürs Abendessen umziehen musste.

Jeremy DeMorney. Das bedeutete einen eleganten, geistreichen Abend in einem französischen Restaurant, Gespräche über Essen, Reisen und Theater. Und natürlich über Wein. Da er einer der DeMorneys vom Weingut Le Coeur und einer der Topmanager dort war und sie zu den Giambellis gehörte, würde es sicher einige spielerische Versuche geben, einander Unternehmensgeheimnisse zu entlocken.

Und es würde Champagner geben. Gut, sie war in der Stimmung dafür.

Und am Schluss gab es garantiert einen romantischen Versuch, sie ins Bett zu locken. Nachdenklich fragte sie sich, ob sie wohl auch dazu in der Stimmung war.

Er war attraktiv und konnte amüsant sein. Wenn sie beide nicht gewusst hätten, dass ihr Vater mit seiner Frau geschlafen hatte, dann wäre die Vorstellung einer kleinen Romanze zwischen ihnen nicht ganz so peinlich und irgendwie inzes tuös gewesen.

Allerdings war das schon einige Jahre her ...

»Hallo, Maria.« Sophia verdrängte den Gedanken an Jeremy und den bevorstehenden Abend. Die Haushälterin der Giambellis war ans Telefon gegangen. »Ich habe einen Anruf vom Apparat meiner Mutter bekommen. Ist sie zu sprechen?«

»O ja, Miss Sophia. Sie hat schon auf deinen Anruf gewartet. Einen Moment.«

Sophia stellte sich vor, wie Maria durch den Flügel des Hauses eilte und dabei prüfte, ob es nicht noch irgendetwas aufzuräumen gab, was Pilar Giambelli Avano nicht schon selbst aufgeräumt hatte.

Mama wäre glücklich in einem kleinen, rosenbewachsenen

Cottage, wo sie Brot backen, stricken und ihren Garten pflegen konnte, dachte Sophia. Sie hätte besser ein halbes Dutzend Kinder gehabt. Stattdessen musste sie sich mit mir begnügen.

»Sophie, ich war gerade auf dem Weg ins Gewächshaus. Warte, lass mich erst mal wieder zu Atem kommen. Ich habe nicht erwartet, dass du so schnell zurückrufst. Ich dachte, du seiest mitten in der Auktion.«

»Sie ist beendet. Und ich glaube, wir können sagen, sie war ein unglaublicher Erfolg. Ich faxe dir heute Abend oder morgen früh die Einzelheiten. Ich muss gleich wieder zurückgehen und mich um den Rest kümmern. Ist zu Hause alles in Ordnung?«

»Mehr oder weniger. Deine Großmutter hat ein Gipfeltreffen anberaumt.«

»Oh, Mama, sie stirbt doch nicht schon wieder? Das hatten wir doch erst vor sechs Monaten.«

»Acht«, korrigierte Pilar sie. »Aber wer zählt das schon nach? Es tut mir leid, Liebes, aber sie besteht darauf. Ich glaube nicht, dass sie dieses Mal vorhat zu sterben, aber sie plant irgendetwas. Die Anwälte müssen das Testament noch mal ändern. Und sie hat mir die Kamee ihrer Mutter gegeben ...«

»Ich dachte, die hättest du schon letztes Mal bekommen?«

»Nein, letztes Mal war es die Bernsteinkette. Sie möchte alle bei dem Treffen sehen. Du musst zurückkommen.«

»Na gut, na gut.« Sophia blickte auf ihren Organizer und schickte Jerry DeMorney in Gedanken einen Abschiedskuss. »Sobald ich hier fertig bin, mache ich mich auf den Weg. Aber wirklich, Mama, ihre neue Wohnheit, alle paar

Monate zu sterben oder ihr Testament zu ändern, ist ziemlich lästig.«

»Du bist ein gutes Mädchen, Sophie. Ich werde dir die Bernsteinkette hinterlassen.«

»Vielen Dank.« Lachend legte Sophia auf.

Zwei Stunden später saß sie im Flugzeug und dachte darüber nach, ob sie in vierzig Jahren wohl auch nur mit dem Finger zu wackeln brauchte und jeder käme angefliegen.

Die Vorstellung brachte sie zum Lächeln. Sie lehnte sich mit einem Glas Champagner in ihrem Sitz zurück und hörte über die Kopfhörer Verdi.

Nicht jeder kam direkt angefliegen. Tyler MacMillan mochte es zwar nicht weit zur Villa Giambelli haben, aber er hielt die Weinstöcke für wesentlich wichtiger als einen Besuch bei *La Signora*.

Und das sagte er auch.

»Hör zu, Ty. Ein paar Stunden wirst du wohl erübrigen können.«

»Nein.« Ty lief in seinem Büro hin und her. Am liebsten wäre er sofort wieder in die Weinberge gegangen. »Es tut mir leid, Großpapa. Du weißt doch, wie wichtig der Winterschnitt ist, und Teresa weiß das auch.« Er presste sein Handy ans Ohr. Er hasste es, weil er es ständig verlor. »Die Weinstöcke der MacMillans brauchen genauso viel Pflege wie die der Giambellis.«

»Ty ...«

»Du hast mir hier die Verantwortung übertragen. Ich tue nur meine Arbeit.«

»Ty«, wiederholte Eli. Er wusste, dass man mit seinem

Enkel solche Dinge ausführlich besprechen musste. »Teresa und ich fühlen uns den MacMillan-Weinen genauso verpflichtet wie den Giambelli-Weinen, und das schon seit zwanzig Jahren. Ich habe dir die Verantwortung übertragen, weil du ein außergewöhnlich guter Winzer bist. Teresa hat Pläne. Pläne, die dich betreffen.«

»Nächste Woche.«

»Morgen.« Eli kehrte nicht oft den Chef heraus, das war normalerweise nicht seine Art. Wenn es jedoch nötig war, konnte er sehr bestimmend sein. »Ein Uhr. Zum Mittagessen. Zieh dich passend an.«

Tyler blickte finster auf seine alten Stiefel und den ausgefransten Saum seiner dicken Hose. »Das ist mitten am Tag!«

»Bist du der Einzige bei MacMillan, der Rebstöcke beschneiden kann, Tyler? Du hast offenbar in der letzten Saison zahlreiche Angestellte verloren.«

»Ich komme. Sag mir nur noch eins ...«

»Natürlich.«

»Ist es wenigstens für eine Zeit lang das letzte Mal, dass sie stirbt?«

»Ein Uhr«, erwiderte Eli. »Sei pünktlich.«

»Ja, ja, ja«, murrte Tyler, nachdem er aufgelegt hatte.

Er betete seinen Großvater an. Er betete auch Teresa an, vielleicht gerade weil sie so lästig war. Als sein Großvater die Giambelli-Erbin geheiratet hatte, war Tyler elf Jahre alt gewesen. Er hatte sich sofort in die Weinberge, in die sanften Hügel, die dunklen Keller und die riesigen Gewölbe verliebt.

Und er hatte sich äußerst real in Teresa Louisa Elana Giambelli verliebt, diese bleistift dünne, aufrechte und irgendwie angsteinflößende Gestalt, die er das erste Mal

sah, als sie in Stiefeln und Hosen, die seinen nicht unähnlich waren, durch die Senf Saat zwischen ihren Weinstockreihen streifte.

Sie hatte einen Blick auf ihn geworfen, eine Augenbraue hochgezogen und ihn als verweichlicht und verstädtert eingestuft. Wenn er ihr Enkel sein wollte, hatte sie ihm erklärt, dann müsse er erst einmal härter werden.

Sie hatte ihn für den Sommer in die Villa beordert. Niemand zog in Erwägung, ihr zu widersprechen. Ganz bestimmt nicht seine Eltern, die mehr als froh waren, ihn für so lange Zeit loszuwerden, damit sie Partys besuchen und ihre Affären pflegen konnten. Also war er dort geblieben.

Tyler trat ans Fenster. Er hatte Sommer für Sommer dort verbracht, bis er in den Weinbergen viel mehr zu Hause war als in dem Haus in San Francisco und bis Teresa und sein Großvater ihm mehr Eltern waren als seine Mutter und sein Vater jemals zuvor.

Teresa hatte ihn geformt, bis er zu dem wurde, der er heute war.

Aber er war nicht ihr Eigentum. Es ist eine Ironie des Schicksals, dachte er, dass gerade *ich* die Person in ihrem Umfeld bin, die ihre Forderungen am häufigsten ignoriert.

Es war natürlich schwieriger, die Forderungen zu ignorieren, wenn sie sich mit seinem Großvater zusammentat. Schulterzuckend eilte Tyler aus dem Büro. Er konnte durchaus ein paar Stunden erübrigen, und das wussten sie genauso gut wie er. Nur die besten Leute arbeiteten in den MacMillan-Weinbergen, und er hätte sogar in der Saison wochenlang wegbleiben und sich dennoch auf seine Leute verlassen können.

Es lag einfach nur daran, dass er die großen, ausgedehnten Zusammenkünfte der Giambellis verabscheute. Sie kamen ihm immer vor wie eine Zirkusvorstellung. Und da man seine Augen nicht überall haben konnte, bestand immer die Gefahr, dass einer der Tiger aus dem Käfig entwich und einem an die Kehle sprang.

All diese Leute, diese vielen Themen, all diese Anspielungen und unterschwelligem Strömungen ... Tyler fühlte sich wohler, wenn er durch seine Weinberge ging, die Fässer kontrollierte oder sich mit einem seiner Winzer irgendwo hinsetzte und über die Eigenschaften des diesjährigen Chardonnays diskutierte.

Gesellschaftliche Verpflichtungen waren eben nichts anderes als Verpflichtungen.

Tyler ging durch das Haus, das einmal seinem Großvater gehört hatte, in die Küche und füllte seine Thermoskanne mit frischem Kaffee. Geistesabwesend legte er das mobile Telefon, das er immer noch in der Hand hielt, auf die Küchentheke und ging im Geiste seinen Terminplan durch.

Er war kein verweichlichter Städter mehr. Er war über einen Meter achtzig groß, mit einem Körper, den die Arbeit in den Weinbergen und an der frischen Luft geprägt hatte. Seine Hände waren groß und schwielig, mit langen Fingern, die es verstanden, die Traube unter den Blättern ganz zart zu ertasten. Seine Haare waren lockig, wenn er vergaß, sie schneiden zu lassen, was oft passierte, und sie waren tiefbraun mit einem rötlichen Schimmer, wie alter Burgunder in der Sonne. Sein Gesicht war eher ausdrucksvoll als gut aussehend, mit ersten Fältchen um die Augen – Augen, die von einem klaren, ruhigen Blau waren, die jedoch auch hart wie Stahl werden konnten.

Die Narbe an seinem Kinn, die er einem Steinschlag verdankte, in den er mit dreizehn geraten war, fiel ihm nur auf, wenn er daran dachte, sich zu rasieren.

Das würde er morgen vor dem Essen tun müssen. Seine Angestellten hielten ihn für einen gerechten, wenn manchmal auch ein wenig eigensinnigen Mann. Tyler hätte diese Einschätzung gefallen. Sie hielten ihn auch für einen Künstler, und das hätte ihn verblüfft.

Denn für Tyler MacMillan war die *Traube* die Künstlerin.

Er trat nach draußen in die frische Winterluft. In zwei Stunden ging die Sonne unter, und er musste sich um die Weinstöcke kümmern.

Donato Giambelli hatte gewaltige Kopfschmerzen und er wusste auch woher. Die Ursache hieß Gina, und sie war seine Frau. Als die Einladung von *La Signora* gekommen war, hatte er gerade mit seiner neuesten Geliebten im Bett gelegen, einer vielversprechenden, äußerst talentierten Schauspielerin.

Sie hatte Schenkel, mit denen man Nüsse knacken konnte. Im Gegensatz zu seiner Frau brauchte seine Geliebte nur gelegentlich ein kleines Geschenk und dreimal die Woche schweißtreibenden Sex. Sie brauchte keine Gespräche.

Manchmal dachte er, Gina brauche nur Gespräche.

Jetzt redete sie auf ihn ein. Redete auf jedes ihrer drei Kinder ein. Redete auf seine Mutter ein, bis die Luft im Firmenjet erfüllt war von endlosem Geplapper.

Umringt von ihr, dem schreienden Baby, dem Trampeln des kleinen Cesare und Teresa Marias Gehüpfen überlegte Don ernsthaft, ob er nicht die Tür öffnen und seine ganze Familie in den Orkus schicken sollte.

Lediglich seine Mutter war still, und das auch nur, weil sie eine Schlaftablette, eine Tablette gegen Reisekrankheit, eine Allergietablette und was sonst nicht noch alles genommen und sie mit zwei Gläsern Merlot hinuntergespült hatte, bevor sie ihre Augenmaske aufgesetzt hatte und süß entschlummert war.

Sie hatte die meiste Zeit ihres Lebens – zumindest, soweit er sich erinnern konnte – vollgepumpt mit Medikamenten verdämmt. Im Augenblick empfand er das als ganz besonders klug.

Er konnte nur mit pochenden Schläfen dasitzen und seine Tante Teresa zur Hölle wünschen, weil sie darauf bestanden hatte, dass die ganze Familie die Reise antrat.

Er war doch schließlich Vizepräsident von Giambelli, Venedig, oder etwa nicht? Geschäfte erforderten *seine* Anwesenheit, nicht die seiner Familie.

Warum hatte Gott ihn nur mit einer solchen Familie gestraft?

Es war ja nicht so, dass er sie nicht liebte. Natürlich liebte er sie. Aber das Baby war so fett wie ein Truthahn, und jetzt zog Gina auch noch eine Brust für seinen gierigen Mund heraus ...

Früher einmal war diese Brust ein Kunstwerk gewesen, dachte Don. Golden und fest und mit Pfirsichgeschmack. Jetzt war sie überdehnt wie ein aufgeblasener Ballon, aus dem anschließend die Luft entwichen war, und schmeckte nach Babysabber.

Und die Frau gab schon wieder irgendwelche Geräusche von sich.

Die Frau, die er geheiratet hatte, war reif, üppig, sexuell erfahren und leer im Kopf gewesen. Einfach perfekt gewesen.

Doch in nur fünf Jahren war sie fett und schlampig geworden und hatte nichts als Babys im Kopf.

War es da ein Wunder, dass er anderswo Trost suchte?

»Donny, ich glaube, *Zia* Teresa wird dich befördern, und wir ziehen alle ins *Castello*.« Gina gierte nach dem prächtigen Haus der Giambellis – all diese schönen Zimmer, die vielen Dienstboten! Ihre Kinder würden in Luxus und privilegiert aufwachsen.

Feine Kleider, die besten Schulen – und eines Tages würde ihnen das ganze Giambelli-Vermögen gehören.

Sie war schließlich die Einzige, die *La Signora* Babys schenkte, oder etwa nicht? Das musste doch zählen!

»Cesare«, sagte sie zu ihrem Sohn, als er der Puppe seiner Schwester den Kopf abbriss, »hör damit auf! Jetzt hast du deine Schwester zum Weinen gebracht. Hier, komm, gib mir die Puppe. Mama macht den Kopf wieder fest.«

Klein Cesare warf mit funkelnden Augen fröhlich den Kopf herum und begann, seine Schwester zu ärgern.

»Sprich englisch, Cesare!« Gina drohte ihm mit dem Finger. »Wir fliegen nach Amerika. Du musst mit deiner *Zia* Teresa englisch reden und ihr zeigen, was für ein kluger Junge du bist! Komm, komm.«

Teresa Maria brach angesichts der zerstörten Puppe in lautes Geschrei aus, ergriff den beschädigten Kopf und rannte wütend in der Kabine herum.

»Cesare! Tu, was Mama dir sagt!«

Statt einer Antwort ließ sich der Junge fallen und hämmerte mit Füßen und Fäusten auf den Boden.

Don erhob sich, schwankte davon und schloss sich in seinem Flugzeugbüro ein.

Anthony Avano liebte die schönen Dinge. Er hatte sein zweistöckiges Penthouse in der Back Bay in San Francisco ganz bewusst ausgesucht, und dann hatte er den besten Innenarchitekten der Stadt damit beauftragt, es für ihn auszustatten. Status und Stil standen für ihn an erster Stelle, und er wollte schöne Dinge besitzen, ohne sich dafür anstrengen zu müssen.

Seine Zimmer waren so eingerichtet, wie er sich klassischen Geschmack vorstellte – von den mit Seidenmoiré bespannten Wänden über die Orientteppiche bis hin zu den glänzenden Eichenmöbeln. Er, oder vielmehr sein Innenarchitekt, hatte schwere Stoffe in neutralen Farbtönen mit ein paar kühn gesetzten Farbakzenten gewählt.

Die modernen Kunstwerke – die ihm übrigens nichts sagten – waren nach Aussage seines Beraters ein faszinierender Kontrapunkt zu der ruhigen Eleganz.

Anthony verließ sich vollständig auf die Dienste von Raumausstattern, Schneidern, Brokern, Juwelieren und Händlern.

Einige seiner Kritiker hatten über ihn gesagt, er sei schon mit Geschmack geboren worden – aber nur in seinem Mund. Er hätte ihnen nicht widersprochen, wenn er davon erfahren hätte. Geld jedoch, so sah Tony es jedenfalls, erkaufte einem all den Geschmack, den man brauchte.

Nur von einem verstand er etwas, und das war Wein.

Sein Keller gehörte unwidersprochen zu den besten in ganz Kalifornien. Jede Flasche hatte er persönlich ausgesucht. Er konnte zwar am Rebstock einen Sangiovese nicht von einem Sémillon unterscheiden und hatte kein Interesse am Reifen der Traube, aber er besaß eine hervorragende Nase. Und mit dieser Nase war er die Karriereleiter bei

Giambelli, Kalifornien, unaufhaltsam emporgestiegen. Vor dreißig Jahren hatte er dann Pilar Giambelli geheiratet.

Es dauerte allerdings noch nicht einmal zwei Jahre, bis seine Nase anfang, an anderen Frauen zu schnüffeln.

Tony gab bereitwillig zu, dass Frauen seine Schwäche waren. Er hatte Pilar so sehr geliebt, wie er nur in der Lage war, ein anderes menschliches Wesen zu lieben. Und sicher hatte er auch seine privilegierte Situation als Ehemann der Tochter von *La Signora* und Vater ihrer Enkelin geliebt.

Deshalb versuchte er viele Jahre lang, sehr diskret mit seiner Schwäche umzugehen. Er versuchte sogar mehrere Male, sich zu bessern.

Aber dann lernte er wieder eine neue Frau kennen, weich und duftend oder erotisch und verführerisch. Was sollte ein Mann da machen?

Schließlich hatte die Schwäche ihn seine Ehe gekostet, zwar nicht in rechtlicher, jedoch in technischer Hinsicht. Er und Pilar lebten nun seit sieben Jahren getrennt. Keiner von ihnen hatte bislang die Scheidung angestrebt. Pilar nicht, das wusste Tony, weil sie ihn liebte. Und er nicht, weil er den Ärger fürchtete und weil er ahnte, dass es Teresa ernsthaft missfallen würde.

Seiner Meinung nach war es so für alle das Beste. Pilar wohnte lieber auf dem Land, er in der Stadt. Sie hatten eine höfliche, sogar relativ freundliche Beziehung zueinander. Und er behielt seinen Posten als Präsident der Verkaufsabteilung von Giambelli, Kalifornien.

Seit sieben Jahren verlief sein Leben in diesen ruhigen Bahnen. Doch jetzt hatte er Angst, dass er möglicherweise aus der Bahn geworfen werden könnte.

René bestand darauf, ihn zu heiraten. Wie eine seidene

Dampfwalze strebte sie auf ihr Ziel zu und walzte alle Barrieren nieder. Nach Diskussionen mit ihr war Tony stets benommen und wie erschlagen.

Sie war äußerst eifersüchtig, dominant und fordernd und schmolte leicht.

Er war verrückt nach ihr.

Sie war zweiunddreißig, siebenundzwanzig Jahre jünger als Tony, eine Tatsache, die seinem Ego schmeichelte. Es störte ihn nicht, dass sie an seinem Geld mindestens genauso interessiert war wie an ihm selbst. Im Gegenteil, er achtete sie dafür nur umso mehr. Allerdings machte er sich Gedanken darüber, ob er sie wohl verlieren würde, wenn er ihr gab, was sie wollte.

Es war wirklich verteufelt kompliziert. Um das Problem zu lösen, tat Tony, was er immer tat, wenn er in Schwierigkeiten steckte: Er ignorierte das Problem, solange es ihm möglich war.

Jetzt blickte er aus dem Fenster und trank einen Schluck Vermouth, während er darauf wartete, dass René sich zum Ausgehen fertig machte. Und er dachte darüber nach, dass seine Zeit ablief.

Als es an der Tür läutete, runzelte er die Stirn. Sie erwarteten niemanden. Da der Majordomus seinen freien Abend hatte, ging er selbst zur Tür. Sein Stirnrunzeln verschwand, als er seine Tochter sah.

»Sophie, was für eine reizende Überraschung!«

»Hallo, Dad.«

Sie stellte sich leicht auf die Zehenspitzen, um ihn auf die Wange zu küssen. Attraktiv wie immer, dachte sie. Gute Gene und ein hervorragender Schönheitschirurg konservierten ihn prächtig. Sie bemühte sich, den kurzen, vorwurfsvollen

Stich zu unterdrücken und sich stattdessen auf das instinktive Gefühl der Zuneigung zu konzentrieren, die sie für ihn verspürte.

»Ich komme gerade aus New York und wollte dich rasch sehen, bevor ich zur Villa fahre.«

Sie musterte sein Gesicht – glatt, fast ohne Falten und mit völlig unbesorgtem Ausdruck. Seine dunklen Haare waren an den Schläfen attraktiv grau, die tiefblauen Augen blickten klar. Er hatte ein gut geschnittenes, energisches Kinn mit einem Grübchen in der Mitte. Als Kind hatte sie es immer mit dem Finger angestupst und ihn damit zum Lachen gebracht. Liebe und Ressentiment stritten sich wie immer in ihr, sobald sie ihn ansah.

»Ich sehe, du willst ausgehen«, sagte sie, als sie seinen Smoking bemerkte.

»Gleich.« Er ergriff ihre Hand und zog sie hinein.

»Aber ich habe noch viel Zeit. Setz dich, Prinzessin, und erzähl mir, wie es dir geht. Was möchtest du trinken?«

Sie zog sein Glas zu sich heran, schnüffelte daran und erwiderte: »Das Gleiche wie du.«

Während er an den Barschrank trat, blickte sie sich im Zimmer um. Ein teurer Schein, dachte sie. Nur Show und keine Substanz. Genau wie Vater selbst.

»Fährst du morgen hoch?«

»Wohin?«

Sie legte den Kopf schräg. »Zur Villa.«

»Nein, warum?«

Sie nahm das Glas entgegen. »Hast du keinen Anruf bekommen?«

»Weswegen?«

Widerstreitende Loyalitäten kämpften in ihr. Er hatte ihre

Mutter betrogen, hatte sein Ehegelübde sorglos gebrochen, so lange Sophia zurückdenken konnte, und schließlich hatte er sie beide verlassen, ohne ernsthaft einen Gedanken an sie zu verschwenden. Aber er gehörte immer noch zur Familie, und die Familie war in die Villa zusammengerufen worden.

»*La Signora*. Eins ihrer Gipfeltreffen mit Anwälten, hat man mir gesagt. Vielleicht willst du ja auch kommen.«

»Ach, nun, ich war ...«

Er brach ab, als René eintrat.

Wenn es ein Pin-up-Girl für Geliebte gäbe, die wie Trophäen gesammelt wurden, dachte Sophia wütend, dann wäre René Foxx es. Groß, kurvenreich und äußerst blond. Das Valentino-Kleid umschmeichelte einen wunderbar geformten Körper und sah unaufdringlich und elegant aus.

Sie hatte die Haare hochgesteckt, um ihr hübsches Gesicht mit dem vollen, sinnlichen Mund – Collagen, dachte Sophia gehässig – und den grünen Katzenaugen zur Geltung zu bringen.

Passend zu Valentino hatte sie Diamanten gewählt, die auf ihrer makellosen Haut funkelten und glitzerten.

Wie viel mochten diese Klunker ihren Vater wohl gekostet haben?, fragte sich Sophia.

»Hallo.« Sophia nahm noch einen Schluck von ihrem Vermouth, um die Bitterkeit aus ihrem Mund zu spülen. »René, nicht wahr?«

»Ja, schon seit fast zwei Jahren. Und immer noch Sophia?«

»Ja, seit sechsundzwanzig Jahren.«

Tony räusperte sich. Nichts war seiner Meinung nach gefährlicher als zwei Frauen, die sich angifteten. Der Mann zwischen ihnen war immer in einer schlechten Position.

»René, Sophia ist gerade aus New York gekommen.«

»Tatsächlich?« René ergriff Tonys Glas und trank einen Schluck. »Deshalb siehst du so reisegeschädigt aus! Wir wollen gerade auf eine Party gehen. Du kannst uns gern begleiten«, fügte sie hinzu und hakte sich bei Tony ein. »Ich habe bestimmt noch etwas in meinem Schrank, das dir stehen würde.«

Wenn sie sich mit René auseinandersetzen wollte, dann würde das bestimmt nicht in der Wohnung ihres Vaters und nach einem so langen Flug geschehen. Den Zeitpunkt und den Ort wollte Sophia schon selbst bestimmen.

»Das ist ganz reizend, aber ich möchte nicht gern etwas anziehen, das mir viel zu groß ist. Und«, fügte sie mit zuckersüßer Stimme hinzu, »außerdem bin ich auf dem Weg in den Norden. Familienangelegenheit.« Sie stellte ihr Glas ab. »Ich wünsche euch einen schönen Abend.«

Als sie zur Tür ging, eilte Tony ihr nach und tätschelte ihr beruhigend die Schulter. »Warum kommst du nicht mit, Sophie? Du bist auch so passend angezogen. Du bist wunderschön.«

»Nein, danke.« Sie drehte sich um und sah ihn an. Er blickte sie um Entschuldigung heischend an. Sie war diesen Gesichtsausdruck zu sehr gewöhnt, als dass er noch auf sie gewirkt hätte. »Ich bin nicht zum Feiern aufgelegt.«

Er fuhr zusammen, als sie ihm die Tür vor der Nase zuschlug.

»Was wollte sie?«, fragte René.

»Sie ist nur mal so vorbeigekommen, wie ich schon gesagt habe.«

»Deine Tochter tut nie etwas ohne Grund.«

Er zuckte mit den Schultern. »Sie hat vielleicht gedacht,

wir könnten morgen früh zusammen nach Norden fahren. Teresa hat eine Einladung herumgeschickt.«

René kniff die Augen zusammen. »Davon hast du mir ja gar nichts erzählt.«

»Ich habe auch keine bekommen.« Er ließ das Thema fallen und dachte stattdessen an die Party und wie sehr er und René bei ihrer Ankunft auffallen würden. »Du siehst fabelhaft aus, René. Es ist eine Schande, dieses Kleid zu verstecken, selbst unter einem Nerz. Soll ich deine Stola holen?«

»Was heißt das, du hast keine bekommen?« René stellte das leere Glas heftig auf einem Tisch ab. »Deine Stellung bei Giambelli ist doch viel wichtiger als die deiner Tochter!« René wollte gern, dass das so blieb. »Wenn die alte Frau die Familie zusammenruft, dann gehst du hin. Wir fahren morgen früh.«

»Wir? Aber ...«

»Das ist eine perfekte Gelegenheit, um deinen Standpunkt zu vertreten, Tony, und Pilar endlich zu sagen, dass du die Scheidung willst. Wir gehen heute Abend früh nach Hause, damit wir morgen einen klaren Kopf haben.« Sie trat zu ihm und strich ihm mit den Fingern über die Wange.

Tony, das wusste sie, konnte man am besten mit einer geschickten Mischung aus eindeutigen Forderungen und körperlichen Belohnungen manipulieren.

»Und wenn wir heute Abend wieder hier sind, zeige ich dir, was dich erwartet, wenn wir erst einmal verheiratet sind.« Sie lehnte sich an ihn und biss neckend in seine Unterlippe. »Du kannst alles tun, was du willst.«

»Lass uns einfach gar nicht erst auf die Party gehen.«

Sie lachte und entwand sich ihm. »Sie ist aber wichtig.

Und du hast Zeit, dir schon einmal auszudenken, was du von mir willst. Hol mir meinen Zobel, ja, Liebling?«

Heute Abend ist mir nach Zobel, dachte René, während Tony ihrer Bitte nachkam.

Heute Abend fühlte sie sich reich.

2 Im Tal und auf den Hügeln, die es umgaben, lag eine dünne Schneedecke. Die Weinstöcke, die wie Soldaten aufgereiht dastanden, reckten ihre kahlen Äste in den Nebel, der ringsum alles in sanfte Schatten hüllte. In der kühlen Dämmerung erschauerten die schlafenden Weinberge.

Diese friedliche Szene hatte ein Vermögen begründet, ein Vermögen, das Saison für Saison immer wieder neu eingesetzt wurde, mit der Natur als Partner und als Gegner zugleich.

Für Sophia war Wein zu keltern eine Kunst, ein Geschäft und eine Wissenschaft gleichermaßen, aber auch ein großes Spiel.

Von einem Fenster in der Villa ihrer Großmutter aus betrachtete sie das Spielfeld. Die Weinstöcke mussten jetzt beschnitten werden. Während sie auf Reisen gewesen war, waren sie bereits geprüft und ausgemustert worden, und damit hatten die ersten Phasen im Hinblick auf die neue Ernte bereits begonnen. Sophia war froh darüber, dass sie hergerufen worden war, sodass sie diese Phase selbst miterleben konnte.

Wenn sie unterwegs war, beanspruchte das Geschäft all ihre Energie. Sie dachte selten an die Weinberge, wenn sie für das Unternehmen tätig war. Aber wenn sie zurückkam, so wie jetzt, dann dachte sie kaum an etwas anderes.

Sie konnte jedoch nicht lange bleiben. Sie hatte Verpflichtungen in San Francisco, musste einer neuen Werbekampagne den letzten Schliff verleihen. Das hundertjährige

Firmenjubiläum stand bevor. Und nach dem Erfolg der Auktion in New York erforderten die nächsten Unternehmungen jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit.

Ein alter Wein für ein neues Jahrtausend, dachte sie. Villa Giambelli: Das nächste Jahrhundert vorzüglicher Leistungen beginnt.

Aber sie brauchten etwas Frisches, etwas Frecheres für den jüngeren Markt. Für diejenigen, die ihren Wein im Vorbeigehen kauften – ein rascher, spontaner Griff, um etwas zu einer Party mitzunehmen.

Nun, sie würde darüber nachdenken. Das war schließlich ihr Job. Und wenn sie sich darauf konzentrierte, würde sie nicht an ihren Vater und die berechnende René denken müssen.

Das geht mich nichts an, ermahnte Sophia sich. Es ging sie überhaupt nichts an, wenn ihr Vater sich unbedingt an ein früheres Unterwäschemodell mit einem Herzen so groß und so vertrocknet wie eine Rosine hängen wollte. Er hatte schon häufiger einen Narren aus sich gemacht und er würde es zweifellos wieder tun.

Sie wünschte, sie könnte ihn dafür hassen, für seine jämmerliche Charakterschwäche und dafür, dass er sie immer vernachlässigt hatte. Aber ihre heimliche Liebe zu ihm blieb beständig. Darin war sie vermutlich genauso dumm wie ihre Mutter.

Sie bedeuteten ihm beide nicht mehr als der Schnitt seines Anzugs. Und kaum waren sie aus seinem Blickfeld verschwunden, verschwendete er nicht einen Gedanken mehr an sie. Er war ein Bastard.

Egoistisch, nur sporadisch liebevoll und immer gedankenlos.

Sophia wünschte, sie wäre am Abend zuvor nicht bei ihm vorbeigefahren, hätte nicht das Band zwischen ihnen wieder erneuert. Es war besser für sie, so zu leben, wie sie es die letzten Jahre getan hatte. Reisen, arbeiten, ihre Zeit und ihr Leben mit beruflichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen anfüllen.

Zwei Tage, beschloss sie. Sie würde ihrer Großmutter zwei Tage geben, würde Zeit mit ihrer Familie, im Weinberg und auf dem Weingut verbringen. Und dann würde sie sich wieder in die Arbeit stürzen. Die neue Kampagne wurde gewiss die beste aller Zeiten. Dafür würde sie sorgen.

Als sie über die Hügel blickte, sah sie zwei Gestalten durch den Nebel wandern. Einen großen, dünnen Mann mit einer alten, braunen Kappe auf dem Kopf und eine äußerst aufrechte Frau in Hosen und Männerstiefeln mit Haaren so weiß wie Schnee. Ein Border Collie lief ihnen voraus. Es waren ihre Großeltern, die mit der alten, treuen Sally ihren Morgenspaziergang machten.

Bei dem Anblick hob sich Sophias Laune. Ganz gleich, welche Veränderungen es in ihrem Leben gab, dies hier blieb konstant. *La Signora* und Eli MacMillan. Und die Rebstöcke.

Sie trat vom Fenster zurück und griff nach ihrem Mantel, um sich den beiden anzuschließen.

Trotz ihrer siebenundsechzig Jahre besaß Teresa Giambelli einen schönen Körper und einen scharfen Verstand. Sie hatte die Kunst des Weinanbaus auf den Knien ihres Großvaters gelernt. Und sie war erst drei gewesen, als sie mit ihrem Vater nach Kalifornien gereist war, um auch dort Wein anzubauen. Sie wuchs zweisprachig auf und reiste zwischen

Kalifornien und Italien hin und her, so wie andere kleine Mädchen von zu Hause zum Spielplatz gingen.

Teresa hatte gelernt, die Berge, das Dunkel der Wälder und den Rhythmus der amerikanischen Sprache zu lieben. Es war nicht ihr Zuhause, nicht so wie das *Castello*, aber sie hatte hier ihren Platz gefunden und war zufrieden damit.

Sie hatte einen Mann geheiratet, der die Billigung ihrer Familie fand, und sie hatte auch gelernt, ihn zu lieben. Mit ihm hatte sie eine Tochter und – zu ihrer immerwährenden Trauer – zwei tot geborene Söhne. Sie hatte ihren Mann begraben, als sie erst dreißig war, und sie hatte nie seinen Namen angenommen oder ihn ihrem einzigen Kind gegeben. Sie war eine Giambelli, und dieses Erbe, diese Verantwortung war wichtiger und heiliger als die Ehe.

Teresa besaß einen Bruder, den sie sehr liebte. Er war Priester und hütete seine Schäfchen in Venedig. Sie hatte auch noch einen anderen Bruder gehabt, der als Soldat gefallen war, noch bevor er richtig gelebt hatte. Sie erinnerte sich nur noch schwach an ihn, jedoch voller Verehrung.

Und sie hatte eine Schwester, die sie für dumm hielt und die einen noch dümmeren Sohn in die Welt gesetzt hatte.

Teresa war diejenige gewesen, die die Familie und Tradition und das Erbe der Familie fortführen musste. Und das hatte sie auch getan.

Ihre Heirat mit Eli MacMillan hatte sie sorgfältig und bis ins kleinste Detail geplant. Sie sah sie in erster Linie als Fusion, weil seine Weinfelder hervorragend waren und im Tal unter ihnen lagen. Er war ein guter Mann und, was für ihre Überlegungen noch wichtiger war, ein guter Winzer.

Er hatte sie umworben, aber das taten andere Männer auch. Sie war gern mit ihm zusammen, aber sie war auch gern

mit anderen zusammen gewesen. Letztendlich sah sie in ihm den Merlot, den weicheren, milderer Rebsaft, der sich mit ihrem stärkeren und deutlich raueren Cabernet Sauvignon verband.

Im richtigen Mischungsverhältnis ergab das hervorragende Ergebnisse.

Nachdem sie Elis Heiratsantrag angenommen hatte, waren komplexe und detaillierte Geschäftsvereinbarungen getroffen worden. Die Vereinbarungen hatten beiden Unternehmen Nutzen gebracht und sie zufriedengestellt.

Es war eine Überraschung für Teresa gewesen, als sie feststellte, dass sie schließlich sogar Trost, Freude und Befriedigung in einer Ehe fand, die jetzt in ihr zwanzigstes Jahr ging.

Eli war immer noch ein gut aussehender Mann, und obwohl er zehn Jahre älter war als seine Frau, ging er noch nicht vom Alter gebeugt. Immer noch stand er jeden Morgen in der Dämmerung auf, und jeden Morgen ging er mit ihr spazieren, ganz gleich, bei welchem Wetter.

Teresa vertraute ihm wie keinem Mann außer ihrem Großvater und liebte ihn mehr als jeden anderen Mann, der nicht zu ihrer Familie gehörte. Er kannte all ihre Pläne und die meisten ihrer Geheimnisse.

»Sophia ist gestern Abend spät angekommen.«

»Ah.« Eli legte ihr die Hand auf die Schulter, während sie zwischen den Reihen der Weinstöcke entlanggingen. Es hatte einige Zeit gedauert, bis Teresa sich an diese beiläufige Berührung eines Mannes, *ihrer* Mannes, gewöhnt hatte. Und noch länger hatte es gedauert, bis sie sie nicht mehr missen mochte.

»Hast du geglaubt, sie würde nicht kommen?«

»Ich wusste, dass sie kommen würde.« Teresa war zu sehr

daran gewöhnt, dass man ihr gehorchte, als dass sie es bezweifelt hätte. »Aber wenn sie direkt aus New York gekommen wäre, hätte sie früher hier sein können.«

»Sie hatte bestimmt eine Verabredung. Oder war einkaufen.«

Teresa kniff die Augen zusammen. Sie waren fast schwarz und immer noch scharf. Auch ihre Stimme klang scharf, als sie erwiderte: »Oder sie hat ihren Vater besucht.«

»Oder das«, stimmte Eli auf seine bedächtige Art zu. »Loyalität ist ein Charakterzug, den du immer bewundert hast, Teresa.«

»Wenn jemand sie verdient.« So sehr sie Eli liebte, manchmal machte seine unendliche Toleranz sie wütend. »Anthony Avano dagegen verdient nur Abscheu.«

»Ein bemitleidenswerter Mann, ein schlechter Ehemann und ein mittelmäßiger Vater.« Fast wie mein eigener Sohn, dachte Eli. »Und doch arbeitet er noch für dich.«

»Ich habe ihm anfangs zu tiefe Einblicke in das Unternehmen gewährt.« Teresa hatte ihm vertraut und ihn für fähig gehalten. Er jedoch hatte sie enttäuscht, und das würde sie ihm nie verzeihen. »Aber er kann gut verkaufen. Solange die Werkzeuge funktionieren, benutze ich sie. Hätte ich ihn damals gefeuert, wäre das eine persönliche Befriedigung gewesen, in geschäftlicher Hinsicht jedoch unklug. Für Giambelli ist eben nur das Beste gut genug. Aber ich mag es nicht, wenn meine Enkelin dem Mann nachläuft.«

Mit einer ungeduldigen Handbewegung schob Teresa die Gedanken an ihren Schwiegersohn beiseite.

»Wir werden ja sehen, wie er es aufnimmt, was ich heute zu sagen habe. Sophia hat ihm bestimmt erzählt, dass ich sie herbestellt habe. Also wird er auch kommen.«

Eli blieb stehen und sah Teresa an. »Und genau so hast du es gewollt. Du wusstest, dass sie es ihm sagen würde.«

Ihre dunklen Augen funkelten, und sie lächelte ihn kühl an. »Und wenn es so wäre?«

»Du bist eine schwierige Frau, Teresa.«

»Stimmt. Danke.«

Lachend schüttelte Eli den Kopf und ging langsam weiter. »Deine Ankündigung heute wird Ärger erregen. Und Vorwürfe.«

»Das will ich hoffen.« Sie blieb stehen, um ein paar jüngere Weinstöcke, die von Spalierdraht gehalten wurden, prüfend zu betrachten. Sie müssten ausgedünnt werden, dachte sie. Nur die stärksten durften wachsen und ausgerichtet werden.

»Selbstzufriedenheit macht schwach, Eli. Man muss die Traditionen achten und trotzdem Veränderungen ausprobieren.«

Sie blickte über das Land. Der Nebel war dicht und die Luft feucht. Heute würde die Sonne wohl nicht durchkommen. Jedes Jahr dauerte der Winter länger.

»Manche dieser Weinstöcke habe ich mit meinen eigenen Händen gesetzt«, fuhr sie fort. »Weinstöcke, die mein Vater aus Italien mitgebracht hat. Als sie alt wurden, haben wir neue aus ihnen gezogen. Die neuen müssen Platz haben, damit sie wurzeln können, Eli, und die alten haben ein Recht auf Respekt. Was ich hier aufgebaut habe, was wir in unserer gemeinsamen Zeit aufgebaut haben, gehört uns. Und ich mache damit, was ich für das Beste halte.«

»Das hast du schon immer getan. In dieser Hinsicht stimme ich, wie in den meisten Fällen, mit dir überein. Es bedeutet nicht, dass wir eine leichte Saison vor uns haben.«

»Aber eine gute Weinlese«, erwiderte sie. »Dieses Jahr ...«
Teresa griff nach einer Rebe. »Dieses Jahr gibt es einen edlen Jahrgang, da bin ich mir sicher.«

Als sie sich umdrehte, sah sie, wie ihre Enkelin über den Hügel auf sie zugelaufen kam. »Sie ist so schön, Eli.«

»Ja, und stark.«

»Das muss sie auch sein.« Teresa streckte Sophia die Hände entgegen. »*Buon giorno, cara. Come va?*«

»*Bene, bene.*« Sie küssten einander auf die Wangen. »*Nonna.*« Sophia trat einen Schritt zurück und musterte das Gesicht ihrer Großmutter. Es war ein attraktives Gesicht, nicht weich und hübsch wie das des Mädchens auf dem Etikett, das vor so langer Zeit entstanden war, sondern stark, beinahe wild. Geprägt von Ehrgeiz und von der Zeit, dachte Sophia immer. »Du siehst wundervoll aus! Und du auch.«

Sie umarmte Eli. Hier war alles so einfach. Er war Eli, einfach nur Eli, der einzige Großvater, den sie jemals gekannt hatte. Beständig, liebevoll und unkompliziert.

Er hob sie leicht hoch, sodass sie in der Luft hing.

Sie zappelte lachend. »Ich habe euch vom Fenster aus gesehen.« Als ihre Füße wieder den Boden berührten, trat sie einen Schritt zurück und bückte sich, um die geduldige Sally zu streicheln. »Ihr drei gebt ein richtiges Gemälde ab. Ich würde es *Der Weinberg* nennen«, fuhr sie fort und reckte sich, um Elis Jacke am Hals zu schließen. Schließlich sollte er sich nicht erkälten. »Was für ein Morgen!«

Sie schloss die Augen, warf den Kopf zurück und atmete tief ein. Sie konnte die feuchte Luft riechen, die Seife ihrer Großmutter und den Tabak, den Eli in einer seiner Taschen verstaut hatte.

»Deine Reise war erfolgreich?«, fragte Teresa.

»Es gibt einen Bericht. Und einen Bericht über den Bericht«, fügte Sophia lachend hinzu, während sie sich bei beiden einhakte. »Du wirst entzückt sein, *Nonna*. Und ich habe ein paar brillante Ideen zu der Werbekampagne.«

Eli blickte zu Teresa hinüber, und als sie nichts erwiderte, tätschelte er Sophias Hand. Der Ärger wird jetzt bald beginnen, dachte er.

»Der Schnitt hat angefangen.« Sophia waren die frischen Schnittstellen an den Weinstöcken aufgefallen. »Bei MacMillan auch?«

»Ja. Es ist an der Zeit.«

»Mir kommt es noch so lang vor bis zur Weinlese. *Nonna*, erzählst du mir, warum du uns alle herbestellt hast? Du weißt, dass ich schrecklich gern bei dir, Eli und Mama bin, aber bei Giambelli müssen nicht nur die Weinstöcke bearbeitet werden.«

»Wir reden später darüber. Jetzt gehen wir erst einmal frühstücken, bevor diese kleinen Ungeheuer von Donato aufstehen und uns alle in den Wahnsinn treiben.«

»*Nonna* ...«

»Später«, erwiderte Teresa. »Es sind noch nicht alle da.«

Die Villa Giambelli lag auf einer weitläufigen Anhöhe über dem Tal und vor einem Wald, der wild belassen worden war. Im Sonnenlicht schimmerten die Mauern golden, rot und ockerfarben, und es gab zahlreiche Fenster. Das Weingut war dem Haus in Italien nachgebaut, im Laufe der Zeit jedoch erweitert und gründlich modernisiert worden.

So gab es zum Beispiel einen großen, schön ausgestatteten Probierraum, in dem die Winzer sich verabreden konnten, um die Produkte bei Brot und Käse zu testen. Weinclubs

trafen sich viermal im Jahr zu prunkvollen Gesellschaften, und über die Büros vor Ort oder in San Francisco konnten Führungen vereinbart werden.

Der Wein, der bei solchen Gelegenheiten auf dem Weingut erworben werden konnte, wurde in die ganze Welt verschickt.

Die Keller unter den Hügeln dienten mit ihrer kühlen, feuchten Luft zur Lagerung und Reifung des Weines. Die Felder, auf denen die Villa Giambelli und ihre Nebengebäude errichtet waren, erstreckten sich über mehr als hundert Hektar, und während der Ernte duftete die Luft nach der Verheißung des Weins.

Der innere Hof der Villa war mit chiantiroten Fliesen ausgelegt, und in der Mitte stand ein Brunnen, in dem ein grinsender Bacchus seinen Kelch hob. Wenn die Winterkälte vorüber war, wurden zahllose Töpfe und Kübel nach draußen gestellt, sodass ringsum alles von Blumen und ihrem Duft erfüllt war.

Im Haus gab es zwölf Schlafzimmer und fünfzehn Badezimmer, ein Solarium, einen Ballsaal und ein großes Speisezimmer, das sechzig Gäste aufnehmen konnte. Es gab Musik- und Lesezimmer, Zimmer zum Arbeiten und zur Entspannung. Die Villa beherbergte zudem eine Sammlung amerikanischer und italienischer Kunstwerke und Antiquitäten, die ihresgleichen suchte.

Es gab sowohl einen Außen- als auch einen Innenpool und eine Garage für zwanzig Autos. Auch der Garten war fantastisch. Balkone und Terrassen umgaben das Gebäude, und eine Reihe von Treppen ermöglichte sowohl Gästen als auch der Familie einen individuellen Zugang zu den einzelnen Zimmern.

Als Tyler die Villa zum ersten Mal gesehen hatte, war sie für ihn wie ein Schloss gewesen, voller riesiger Zimmer und mit verwirrend vielen Gängen. Im Moment jedoch empfand er das Haus eher als Gefängnis, in dem er dazu verurteilt war, viel zu viel Zeit mit viel zu vielen Leuten zu verbringen.

Er wollte sich lieber in der kühlen Luft aufhalten, seine Weinstöcke pflegen und heißen Kaffee aus der Thermoskanne trinken. Stattdessen war er im Familiensalon eingesperrt und nippte an einem hervorragenden Chardonnay. Ein Feuer knisterte fröhlich im Kamin, und appetitliche kleine Horsd'œuvres wurden auf italienischen Keramikplatten herumgereicht.

Tyler konnte nicht verstehen, warum die Leute ihre Zeit und Mühe mit winzigen Häppchen vergeudeten, wo es doch so viel leichter war und schneller ging, sich ein Sandwich zusammenzustellen.

Warum wurde aus dem Essen immer solch ein Ereignis gemacht? Doch diese ketzerischen Gedanken in einem italienischen Haushalt laut zu äußern, überlegte er, hätte bestimmt zur Folge, dass er auf der Stelle gelyncht würde.

Er war gezwungen gewesen, seine Arbeitskleidung gegen Hose und Pullover einzutauschen – seine Vorstellung von formeller Kleidung. Wenigstens hatte er sich nicht in einen Anzug gezwängt wie ... wie hieß der Kerl noch mal? Don aus Venedig mit der Frau, die viel zu stark geschminkt war, viel zu viel Schmuck trug und immer irgendeinen Säugling an irgendeinem Körperteil kleben hatte. Sie redete zu viel, doch niemand, vor allem nicht ihr Ehemann, schien ihr Beachtung zu schenken.

Francesca Giambelli Russo hingegen sagte kaum einen Ton. Was für ein Kontrast zu *La Signora*, dachte Ty. Niemand

wäre auf die Idee gekommen, dass die beiden Schwestern waren. Francesca war dünn und schwächlich, eine unauffällige kleine Frau, die wie festgeklebt auf ihrem Stuhl saß und so aussah, als ob sie zusammenbrechen würde, wenn jemand sie direkt anspräche.

Ty bemühte sich sehr, das zu vermeiden.

Der kleine Junge, soweit man einen Dämon aus der Hölle als kleinen Jungen bezeichnen konnte, lag auf dem Teppich und ließ zwei Laster zusammenprallen. Elis Border Collie, Sally, hatte sich hinter Sophias Beinen versteckt.

Tolle Beine, bemerkte Ty geistesabwesend. Sie sah so schlank und gepflegt aus wie immer, als sei sie dreidimensional einer Kinoleinwand entstieg. Scheinbar fasziniert hörte sie Don zu, denn sie hatte ihre großen dunklen Schokoladenaugen aufmerksam auf sein Gesicht gerichtet, aber Ty sah, wie sie Sally diskret mit Horsd'œuvres fütterte. Die Bewegung war zu gezielt, als dass sie sich wirklich auf das Gespräch konzentrieren konnte.

»Hier. Die gefüllten Oliven sind hervorragend.« Pilar trat mit einem kleinen Teller neben ihn.

»Danke.« Tyler wandte sich ihr zu. Von allen Giambellis fühlte er sich in Pilars Gegenwart am wohlsten. Sie erwartete nie endlose, leere Konversation von ihm, nur damit sie ihre eigene Stimme hören konnte. »Hast du eine Ahnung, warum wir hier unsere Zeit vertun?«

»Erst, wenn Mama es uns sagt, vorher nicht. Meine Quellen haben mir berichtet, das Mittagessen sei auf vierzehn Uhr angesetzt, aber ich weiß nicht, worauf wir warten. Wer auch immer es sein mag und um was auch immer es geht, Eli scheint jedenfalls zufrieden zu sein. Das ist ein gutes Zeichen.«

Tyler wollte einen Grunzer ausstoßen, erinnerte sich aber seiner guten Manieren. »Na, hoffentlich.«

»Wir haben dich hier seit Wochen nicht mehr gesehen. Was machst du denn eigentlich noch außer arbeiten?«

»Gibt es noch etwas anderes?«

Kopfschüttelnd hielt sie ihm noch einmal die Oliven hin. »Du ähnelst meiner Mutter mehr als jeder von uns. Hastest du nicht letzten Sommer eine Freundin? Eine hübsche Blonde? Pat? Patty?«

»Patsy. Sie war keine richtige Freundin. Nur eine Art ...« Er machte eine unbestimmte Handbewegung. »Du weißt schon.«

»Mein Lieber, du solltest mehr ausgehen. Und nicht nur wegen ... du weißt schon.«

Sie verhielt sich so sehr wie seine Mutter, dass er lächeln musste. »Das Gleiche könnte ich zu dir sagen.«

»Oh, ich bin doch nur eine alte Schreckschraube.«

»Die bestaussehende Schreckschraube in diesem Zimmer«, konterte er und brachte sie damit zum Lachen.

»Mama, du hortest die Oliven.« Sophia tauchte neben ihr auf und nahm sich eine vom Teller. Neben ihrer hübschen, gelassenen Mutter wirkte sie wie ein Feuerball, der vor Elektrizität knisterte. Sie war die Art von Frau, die einem unerwartet Stromschläge verpasste, wenn man ihr zu nahe kam. Jedenfalls kam es Ty immer so vor.

Und allein aus diesem Grund hatte er stets versucht, einen Sicherheitsabstand einzuhalten.

»Schnell, sag was zu mir. Wolltest du mich etwa für immer in den Fängen von Don dem Langweiler lassen?«, murrte Sophia.

»Arme Sophie. Nun, sieh es doch einmal so: Wahrschein-

lich konnte er zum ersten Mal seit Wochen fünf Wörter hintereinander sagen, ohne dass Gina ihn unterbrochen hat.«

»Glaub mir, er hat sich an mir schadlos gehalten.« Sophia verdrehte ihre dunklen, exotischen Augen.

»Hey, Ty, wie geht's dir?«

»Gut.«

»Schwer bei der Arbeit für MacMillan?«

»Klar.«

»Kennst du auch Wörter mit mehr als einer Silbe?«

»Ein paar. Ich dachte, du wärst in New York.«

»War«, entgegnete sie, ihn nachäffend. Ihre Mundwinkel zuckten. »Jetzt bin ich hier.« Sie warf einen Blick über ihre Schulter, weil ihre beiden jungen Verwandten anfangen zu kreischen und zu schluchzen. »Mama, wenn ich jemals auch so grässlich war, wie hast du es dann geschafft, mich nicht im Brunnen zu ertränken?«

»Du warst nicht grässlich, Liebling. Fordernd, arrogant, temperamentvoll, aber nie grässlich. Entschuldige mich.« Sie reichte Sophia die Platte und ging, um das zu tun, was sie immer am besten gekonnt hatte: Frieden stiften.

»Vermutlich hätte ich das machen sollen«, sagte Sophia seufzend, während sie zusah, wie ihre Mutter das schluchzende kleine Mädchen auf den Arm nahm. »Aber ich habe in meinem ganzen Leben noch nie so unangenehme Kinder gesehen.«

»Das kommt davon, wenn man verwöhnt und vernachlässigt wird.«

»Beides zugleich?« Nachdenklich musterte sie Don, der seinen brüllenden Sohn ignorierte, und Gina, die alberne Beschwichtigungslaute von sich gab.

»Gut beobachtet«, sagte Sophia. Aber das war schließlich nicht ihr Problem – Gott sei Dank –, also wandte sie ihre Aufmerksamkeit lieber wieder Tyler zu.

Er war so ein ... richtiger Mann, dachte sie. Er sah aus wie eine der indianischen Gottheiten, die das Tal bewachten. Und er war auf jeden Fall angenehmer anzuschauen als der vierjährige Wutanfall hinter ihr. Wenn sie ihm jetzt noch ein vernünftiges Gespräch entlocken konnte, dann wäre die Zeit bis zum Mittagessen angenehm überbrückt.

»Hast du irgendeine Ahnung, worum es heute geht?«, fragte Sophia.

»Nein.«

»Würdest du es mir sagen, wenn du es wüsstest?«

Er zuckte mit den Schultern und beobachtete, wie Pilar der kleinen Teresa etwas zumurmelte und mit ihr ans Fenster trat. Sie sieht so natürlich aus, dachte er. Wie eine Madonna. Und deswegen sieht auch das wütende kleine Mädchen auf einmal ganz reizend aus.

»Warum, glaubst du, kriegen Leute eigentlich Kinder, wenn sie sich gar nicht um sie kümmern wollen?«

Sophia wollte gerade eine Antwort geben, als ihr Vater und René das Zimmer betraten. »Das ist eine gute Frage«, murmelte sie, nahm ihm das Glas aus der Hand und stürzte seinen Wein hinunter. »Eine verdammt gute Frage.«

Pilar erstarrte, und alle Freude, die sie daraus gezogen hatte, das unglückliche kleine Mädchen abzulenken, verließ sie. Sofort fühlte sie sich unelegant, unattraktiv, alt, fett und hässlich. Da stand der Mann, der sie verlassen hatte. Und neben ihm seine jüngste Eroberung. Jünger, hübscher, klüger und sehr sexy.

Da sie jedoch wusste, dass ihre Mutter die beiden nicht

begrüßen würde, setzte Pilar das Kind auf den Boden und trat auf die beiden zu. Ihr Lächeln war warm und herzlich und erstrahlte auf einem Gesicht, das viel schöner war, als sie selbst annahm. Ihre einfache Hose und ihr Pullover wirkten wesentlich eleganter und femininer als Renés teures Kostüm.

Und ihr Verhalten besaß eine Klasse, die heller funkelte als alle Diamanten.

»Tony, wie schön, dass du gekommen bist. Hallo, René.«

»Hallo, Pilar.« René lächelte träge und ließ ihre Hand über Tonys Arm gleiten. Der Diamant an ihrem Finger funkelte im Licht. Sie wartete ein wenig, bis sie sicher sein konnte, dass Pilar begriffen hatte.

»Du siehst ... so ausgeruht aus.«

»Danke.« Ihre Knie wurden weich. Sie spürte, wie ihre Beine nachgaben, als habe René mit aller Wucht mit der Spitze ihrer roten Pumps dagegen getreten.

»Bitte, setzt euch doch. Kann ich euch etwas zu trinken holen?«

»Mach dir keine Mühe, Pilar.« Tony beugte sich vor und hauchte ihr beiläufig einen Kuss auf die Wange. »Wir begrüßen nur rasch Teresa.«

»Geh zu deiner Mutter«, sagte Ty leise.

»Was?«

»Erfinde einen Vorwand und hol deine Mutter da heraus.«

Erst jetzt entdeckte Sophia den Diamanten an Renés Finger und registrierte das blanke Entsetzen in den Augen ihrer Mutter. Sie reichte Ty den Teller und eilte durch das Zimmer. »Mama, kannst du mir bitte mal eine Minute helfen?«

»Ja ... lass mich nur ...«

»Es dauert nicht lange«, sagte Sophia und zog Pilar rasch hinter sich her. Sie blieb erst stehen, als sie in der Bibliothek im zweiten Stock angekommen waren. Dort zog sie die Kassettenüren zu und lehnte sich dagegen.

»Mama, es tut mir so leid!«

»Oh.« Pilar versuchte zu lachen und fuhr sich zitternd mit der Hand durchs Gesicht. »Und ich habe gedacht, ich rette die Situation.«

»Du hast es wunderbar gemacht.« Sophia trat zu Pilar, die auf eine Sessellehne gesunken war. »Aber ich kenne dieses Gesicht.« Sie umfasste das Gesicht ihrer Mutter mit beiden Händen. »Tyler anscheinend auch. Der Ring ist aufdringlich und nicht zu übersehen, genau wie sie.«

»Oh, Kind.« Pilar lachte gepresst. »Er ist prächtig – genau wie sie. Es ist schon in Ordnung.« Sie drehte jedoch an dem Goldreif, den sie immer noch trug. »Wirklich, es ist schon in Ordnung.«

»Gar nichts ist in Ordnung! Ich hasse die beiden, und ich werde jetzt wieder nach unten gehen und es ihnen ins Gesicht sagen.«

»Das wirst du nicht tun.« Pilar stand auf und ergriff Sophias Arme. Konnte man den Schmerz, der in den Augen ihrer Tochter stand, auch in ihrem eigenen Gesicht so deutlich erkennen? Und war es ihre Schuld? Hatte sie ihre Tochter in diese grauenhaften Verhältnisse, in denen sie lebte, mit hineingezogen?

»Es klärt nichts und es ändert auch nichts. Hass ist sinnlos, Sophie. Du schadest damit nur dir selbst.«

Nein, dachte Sophia. Nein. Er konnte einen prägen.

»Sei wütend!«, verlangte sie. »Sei wenigstens wütend

und verbittert und aufgebracht!« Sei *irgendetwas*, dachte sie. Irgendetwas, nur nicht verletzt und besiegt. Ich kann es nicht ertragen.

»Das bist *du* doch schon, Kind.« Pilar streichelte beruhigend über Sophias Arme. »Du kannst es viel besser als ich.«

»Einfach so hier hereinzukommen! Einfach hier hereinzumarschieren und es uns allen unter die Nase zu reiben! Er hatte nicht das Recht, dir oder mir das anzutun, Mama.«

»Er hat das Recht, zu tun, was er will. Aber er hat es nicht besonders gut gemacht.« Entschuldigungen. Seit fast dreißig Jahren suchte sie nach Entschuldigungen für Anthony Avano. Eine Gewohnheit, die sie nur schwer ablegen konnte.

»Lass dich davon nicht verletzen. Er ist immer noch dein Vater. Was auch immer geschieht, er wird stets dein Vater sein.«

»Er war mir nie ein Vater.«

Pilar wurde blass. »Oh, Sophia.«

»Nein, nein.« Wütend auf sich selbst hob Sophia abwehrend die Hand. »Ich bin grässlich. Es geht gar nicht um mich, aber ich kann nicht anders, ich muss es einfach auch auf mich beziehen. Dabei geht es noch nicht mal um ihn«, sagte sie ruhiger. »Er merkt es ja gar nicht. Aber *sie*. Sie wusste genau, was sie da tut. Und sie wollte es unbedingt tun. Ich hasse sie dafür, dass sie einfach zu uns nach Hause kommt und dir das zumutet – nein, verdammt noch mal, es uns allen zumutet! Uns allen.«

»Du übersiehst einen Faktor, Kind. René liebt ihn vielleicht.«

»Oh, *bitte*.«

»Sei nicht so zynisch. Ich habe ihn doch auch geliebt, warum sollte sie es dann nicht tun?«

Sophia wandte sich ab. Am liebsten hätte sie gegen irgendetwas getreten, irgendetwas zerbrochen. Und dann die Scherben in Renés makelloses, kalifornisches Gesicht gedrückt. »Sie liebt sein Geld, seine Stellung und seinen verdammten Kontostand!«

»Wahrscheinlich. Aber er ist ein Mann, der die Frauen dazu bringt, ihn zu lieben – mühelos.«

Sophia hörte die Wehmut in der Stimme ihrer Mutter. Sie hatte noch nie einen Mann geliebt, aber sie wusste, wie es sich anhörte. Ihre Wut schwand, als sie die Hoffnungslosigkeit im Tonfall ihrer Mutter hörte. »Du hast nie aufgehört, ihn zu lieben.«

»Es wäre sicher besser gewesen. Versprich mir eins: Mach keine Szene.«

»Ich gebe zwar nur ungern nach, aber vermutlich hat eisiges Desinteresse sowieso die größere Wirkung.«

Sophia küsste ihre Mutter auf beide Wangen, dann umarmte sie sie. »Geht es wieder, Mama?«

»Ja. Mein Leben ändert sich ja schließlich nicht, oder?« Oh, der Gedanke daran war niederschmetternd. »Eigentlich ändert sich gar nichts. Lass uns zurückgehen.«

»Ich sage dir, was wir tun«, begann Sophia, als sie wieder im Flur waren. »Ich überprüfe meinen Terminkalender, ob ich mir nicht ein paar Tage freinehmen kann. Und dann fahren wir beide ins Spa. Wir werden uns bis zum Hals im Schlamm suhlen, lassen uns Gesichtsmasken machen und unsere Körper abrubbeln, massieren und polieren. Wir werden tonnenweise Geld für überteuerte Schönheitsprodukte ausgeben und uns den ganzen Tag im Bademantel herumlümmeln.«

Als sie an der Toilette vorbeikamen, ging die Tür auf, und eine Brünette mittleren Alters trat heraus.

»Das klingt ja verführerisch. Wann fahren wir?«

»Helen.« Pilar presste die Hand auf ihr Herz, während sie sich vorbeugte, um ihre Freundin auf die Wange zu küssen. »Du hast mich zu Tode erschreckt.«

»Tut mir leid. Ich musste nur rasch aufs Klo.« Helen zog sich den Rock ihres steingrauen Kostüms über die Hüften, die sie sich ständig absaugen ließ, und vergewisserte sich, dass er richtig saß. »Der viele Kaffee, den ich auf dem Weg hierher getrunken habe ... Sophie, du siehst ja toll aus! Also ...« Sie schob sich die Aktentasche unter den Arm und straffte die Schultern. »Die üblichen Verdächtigen sind im Salon?«

»Mehr oder weniger. Mir ist gar nicht eingefallen, dass du gemeint warst, als Mama sagte, die Anwälte kämen auch.« Und wenn ihre Großmutter Richterin Helen Moore herbestellt hatte, dann war es ernst, dachte Sophia.

»Pilar wusste nichts davon, und ich habe es auch erst vor ein paar Tagen erfahren. Deine Großmutter bestand darauf, dass ich diese Angelegenheit geheim halte.« Helens pfiffige graue Augen schweiften zum Salon.

Sie hatte seit fast vierzig Jahren mit den Giambellis und ihren Geschäften zu tun, und sie faszinierten sie immer wieder. »Sie hat euch alle im Dunkeln gelassen?«

»Sieht so aus«, murmelte Pilar. »Helen, es geht ihr doch gut, oder? Ich hatte angenommen, dass diese Angelegenheit hier und die Änderung ihres Testaments etwas damit zu tun haben, dass *Signore* Baptista gestorben ist.«

»Soweit ich weiß, geht es *La Signora* gesundheitlich blendend wie immer.« Helen rückte ihre schwarze Hornbrille

zurecht und schenkte ihrer ältesten Freundin ein aufmunterndes Lächeln. »Als ihre Anwältin kann ich dir leider nicht mehr über ihre Motivationen sagen, Pilar. Auch wenn ich sie völlig verstehe. Es ist ihre Show. Lass uns mal nachsehen, ob sie bereit ist, den Vorhang zu heben.«

3 *La Signora* übereilte ihren Einsatz nie. Sie hatte das Menü persönlich geplant. Es sollte üppig sein, das Essen jedoch zwanglos verlaufen. Die Weine stammten aus den kalifornischen Weinbergen, sowohl von den Giambellis als auch von den MacMillans. Auch das war sorgfältig geplant.

Während des Essens würde sie nicht übers Geschäft reden. Und sie würde, sehr zu Ginas Verärgerung, auch nicht zulassen, dass drei schlecht erzogene Kinder am Tisch saßen. Sie waren mit einem Dienstmädchen ins Kinderzimmer geschickt worden. Das Mädchen würde einen Bonus und Teresas ewigen Respekt erhalten, wenn sie es eine Stunde lang mit ihnen aushielt.

Als Teresa sich dazu herabließ, mit René zu sprechen, geschah dies mit eisiger Förmlichkeit. Sie empfand widerwillige Bewunderung für das Rückgrat der Frau. Es hatte schon andere gegeben, viele andere, die unter ihrer Frostigkeit sichtlich zusammengebrochen waren.

Neben ihrer Familie und Helen, die sie als dazugehörig empfand, hatte sie ihren vertrautesten Winzer und seine Frau eingeladen. Paulo Borelli war seit achtunddreißig Jahren bei Giambelli Kalifornien. Trotz seines Alters wurde er immer noch Paulie gerufen. Seine Frau Consuelo, eine mollige, fröhliche Person mit lautem Lachen, war früher einmal Küchenmädchen in der Villa gewesen.

Zuletzt gesellte sich noch Margaret Bowers zu ihnen, die Leiterin der Verkaufsabteilung von MacMillan. Sie war

eine geschiedene Frau von sechsunddreißig Jahren, die im Moment dank Ginas Geschnatter fast zu Tode gelangweilt war und sich verzweifelt nach einer Zigarette sehnte. Tyler warf ihr einen Blick zu und schenkte ihr ein mitfühlendes Lächeln.

Manchmal sehnte Margaret sich auch verzweifelt nach ihm.

Als die Teller abgeräumt waren und Port in den Gläsern funkelte, lehnte Teresa sich in ihrem Stuhl zurück.

»In einem Jahr feiert Castello di Giambelli seinen hundertsten Geburtstag«, begann sie. Sofort hörten alle Gespräche auf. »Villa Giambelli macht seit vierundsechzig Jahren Wein in Napa Valley. MacMillan gibt es seit zweiundneunzig Jahren. Zusammen ergibt das zweihundertfünfundsechzig Jahre.«

Sie blickte sich um. »Fünf Generationen lang sind wir Winzer und Weinhändler gewesen.«

»Sechs, *Zia* Teresa«, warf Gina hastig ein. »Mit meinen Kindern sind es sechs.«

»Nach dem, was ich gesehen habe, werden aus deinen Kindern wahrscheinlich eher Kriminelle als Winzer. Bitte unterbrich mich nicht.«

Sie hob ihr Glas Portwein, roch daran und nahm langsam einen Schluck. »In diesen fünf Generationen haben wir uns auf zwei Kontinenten den Ruf erworben, Qualitätsweine zu produzieren. Der Name Giambelli steht für guten Wein. Wir haben Traditionen etabliert und sie mit neuen Methoden und neuer Technologie gemischt, ohne diesen Namen oder seine Bedeutung zu opfern. Wir werden ihn nie opfern. Vor zwanzig Jahren haben wir uns mit einem anderen guten Weingut zusammengetan. MacMillan aus Napa Valley pro-

duziert seitdem gemeinsam mit Giambelli Kalifornien. Die Partnerschaft ist gut gereift. Jetzt ist es an der Zeit, die Früchte des Erfolgs zu ernten.«

Sie spürte eher, als dass sie es sah, wie Tyler erstarrte. Sie rechnete es ihm hoch an, dass er seine Zunge im Zaum hielt, und sah zu ihm hin. »Veränderungen sind notwendig und gereichen beiden zum Vorteil. Die nächsten hundert Jahre beginnen heute. Donato!«

Don richtete sich aufmerksam auf. »Sì, ja«, verbesserte er sich, als ihm einfiel, dass Teresa in Kalifornien ungern italienisch sprach. »Ja, Tante Teresa.«

»Giambelli Italien und Kalifornien sind unabhängig voneinander geführt worden. Das wird zukünftig nicht mehr der Fall sein. Du wirst fortan dem Geschäftsführer des neu gegründeten Giambelli-MacMillan-Unternehmens berichten, das Standorte in Kalifornien und Venedig haben wird.«

»Was bedeutet das? Was bedeutet das?«, rief Gina aufgebracht auf Italienisch. »Donato ist der Geschäftsführer! Er ist der Nächste in der Erbfolge! Er trägt den Namen! Er ist dein Erbe!«

»Mein Erbe ist derjenige, den ich dazu mache.«

»Wir haben dir Kinder geschenkt!« Gina stand auf, schlug sich mit der Hand auf den Bauch und machte dann mit dem Arm eine verächtliche Geste in die Runde. »Drei Kinder, und es werden noch mehr kommen. Niemand außer mir und Donato schenkt der Familie Kinder! Wer wird denn den Namen weiterführen, wenn du einmal nicht mehr bist, wenn nicht meine Kinder?«

»Feilschst du etwa mit deinem Bauch?«, fragte Teresa gleichmütig.

»Er ist immerhin fruchtbar«, giftete Gina, obwohl ihr Mann versuchte, sie wieder auf den Stuhl zu ziehen. »Fruchtbarer jedenfalls als deiner oder der deiner Tochter. Jede von euch hat ein einziges Kind. Ich kann ein Dutzend bekommen!«

»Gott möge uns davor bewahren. Du wirst dein feines Haus und dein Taschengeld behalten. Aber du wirst nicht die Herrin des *Castello* werden. *Meines Castello*«, fügte Teresa kühl hinzu. »Entweder nimmst du, was du bekommst, oder du wirst viel mehr verlieren.«

»Gina, *basta!* Genug!«, befahl Don und erntete dafür einen Schlag auf die Hand.

»Du bist eine alte Frau«, stieß Gina zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Eines Tages wirst du tot sein, aber ich nicht! Wir werden ja sehen.« Sie rauschte aus dem Zimmer.

»*Zia Teresa, scusa*«, begann Donato. Sie schnitt ihm mit einer scharfen Geste das Wort ab.

»Deine Frau tut dir mit ihrem Auftritt keinen Gefallen, Donato, und deine Arbeit erfüllt keineswegs meine Erwartungen. Du hast dieses Jahr noch Zeit, die Angelegenheiten zu korrigieren. Bis zum nächsten Schnitt wirst du in deiner Stellung bei Giambelli bleiben. Dann sehen wir uns das Ganze noch einmal an. Wenn alles in Ordnung ist, wirst du befördert, mit einem angemessenen Gehalt und einer Prämie. Wenn nicht, wirst du nur auf dem Papier im Unternehmen bleiben. Ich möchte nicht, dass jemand aus meiner Familie entlassen wird, aber du wirst es nicht mehr so leicht haben wie bisher. Hast du verstanden?«

Dons Krawatte war ihm plötzlich zu eng, und das Essen, das er gerade zu sich genommen hatte, drehte sich ihm

im Magen um. »Ich arbeite seit achtzehn Jahren für Giambelli!«

»Du hast *zwölf* Jahre für Giambelli gearbeitet. In den letzten sechs Jahren bist du ab und zu mal aufgetaucht, aber selbst das ist in der letzten Zeit nur noch selten vorgekommen. Glaubst du etwa, ich wüsste nicht, um welche Art von *Geschäften* es sich bei deinen Reisen nach Paris, Rom, New York und Kalifornien auf Kosten von Giambelli handelt?«

Teresa wartete darauf, wie er diesen Schlag aufnahm, sah die dünne Schweißschicht, die sich auf seiner Stirn bildete, und war wieder einmal enttäuscht von ihm. »Deine Frau ist dumm, Donato, aber ich nicht. Pass auf!«

»Er ist ein guter Junge«, sagte Francesca ruhig.

»Das ist er vielleicht gewesen. Und vielleicht wird noch mal ein guter Mann aus ihm. Margaret, verzeihen Sie die Familienstreitigkeiten. Wir sind ziemlich temperamentvoll.«

»Natürlich, *Signora*.«

»Wenn Sie einverstanden sind, werden Sie die Verkaufsführung von Giambelli-MacMillan Kalifornien und Venedig übernehmen und koordinieren. Das bedeutet für Sie beträchtlich mehr Reisen und Verantwortung, mit einer angemessenen Gehaltserhöhung natürlich. Sie werden in fünf Tagen in Venedig erwartet, um dort Ihr Büro zu etablieren und sich mit dem Unternehmen vertraut zu machen. Sie haben Zeit bis morgen, um sich zu entscheiden, ob Sie diesen Vorschlag annehmen möchten, und wenn ja, werden wir dann die Details besprechen.«

»Ich brauche keine Bedenkzeit, danke«, erwiderte Margaret gelassen, obwohl ihr das Herz bis zum Hals schlug.

»Über die Details werden wir uns einigen. Ich bin dankbar für die Chance.« Sie wandte sich Eli zu und nickte. »Ihnen beiden dankbar für die Chance.«

»Gut gesprochen. Dann bis morgen. Paulie, wir haben unsere Pläne schon besprochen, und ich danke dir sehr für deine Vorschläge und deine Diskretion. Du trägst zur Koordination des Unternehmens in den Weinbergen bei. Du kennst die besten Männer hier und bei MacMillan. Du wirst als Aufseher arbeiten.«

»Ich habe großen Respekt vor Paulie.« Tys Stimme war ruhig, obwohl ihm Ärger und Frustration die Kehle zuschnürten. »Vor seinen Fähigkeiten und Instinkten. Ich empfinde für das Unternehmen in der Villa und für die Menschen, die hier arbeiten, Bewunderung. Und ebenso für das Unternehmen in Venedig. Aber wir haben es auch bei MacMillan mit einem hochrangigen Unternehmen und fähigen Leuten zu tun. Ich werde nicht zulassen, dass sich deine Leute da hineinmischen, *Signora*. Du bist stolz auf das, was du und die Deinen aus dem Erbe, das dir hinterlassen wurde und das du weitergeben willst, gemacht habt. Ich jedoch auch.«

»Gut. Hör bitte noch einmal zu und denk nach.« Sie wies auf Eli.

»Ty, Teresa und ich sind nicht über Nacht zu diesem Entschluss gekommen, und wir haben ihn uns auch nicht leicht gemacht. Wir haben lange Zeit darüber geredet.«

»Ich muss eure Entscheidungsfindung nicht nachvollziehen können«, begann Ty.

»Nein«, unterbrach Eli ihn, bevor das Feuer, das er in den Augen seines Enkels aufblitzen sah, ausbrechen konnte. »Das ist klar. Wir haben mit Helen ausgearbeitet, wie die recht-

lichen Grundlagen und Formalitäten aussehen müssen. Wir haben Strategien entwickelt, wie wir diese Fusion zum Nutzen aller Beteiligten durchführen können – nicht nur für diese Saison, sondern für die nächsten hundert Jahre.«

Er beugte sich vor. »Glaubst du, ich will für MacMillan weniger erreichen als du?«

»Ich weiß nicht mehr, was du willst. Ich dachte, ich wüsste es.«

»Dann werde ich es dir hier und jetzt klarmachen. Indem wir fusionieren, werden wir nicht nur zum größten, sondern auch zum besten Weinhersteller in der Welt. Du wirst weiterhin MacMillan leiten.«

»Leiten?«

»Mit Paulie als Vorarbeiter und mit einigen Zusatzaufgaben.«

»Du kennst die Weinberge, Ty«, sagte Teresa. Sie verstand seine ablehnende Haltung, und sie gefiel ihr. Diese heiße Wut bedeutete, dass es ihm etwas ausmachte. Und das musste auch so sein. »Du verstehst etwas von Weinstöcken und Fässern. Aber was du tust und weißt, hört bei der Flasche auf. Du musst weiterkommen. Beim Thema Wein gibt es noch mehr als die Traube. Eli und ich möchten, dass unsere Enkel zusammenarbeiten.«

»Enkel?«, unterbrach Sophia sie.

»Wann hast du das letzte Mal in den Weinbergen gearbeitet?«, fragte Teresa ihre Enkelin. »Wann hast du das letzte Mal Wein probiert, der nicht aus einer hübschen Flasche gekommen ist? Du hast dich von den Wurzeln entfernt, Sophia.«

»Ich habe mich gar nicht entfernt«, gab Sophia zurück. »Ich bin keine Winzerin, ich mache Öffentlichkeitsarbeit.«

»Du wirst aber eine Winzerin werden. Und du«, sagte Teresa und wies auf Ty, »du wirst lernen, was Marketing heißt. Ihr werdet es euch gegenseitig beibringen.«

»Oh, wirklich, *Nonna* ...«

»Still. Du hast ein Jahr Zeit. Pilar, Sophia wird sich nicht mehr im bisherigen Maß um ihre üblichen Verpflichtungen kümmern können. Du wirst diese Lücke füllen.«

»Mama!« Pilar musste lachen. »Ich verstehe überhaupt nichts von Marketing oder Werbung.«

»Du besitzt Verstand. Es ist an der Zeit, dass du ihn wieder einsetzt. Um Erfolg zu haben, brauchen wir die ganze Familie.« Teresa blickte zu Tony.

»Und andere noch dazu. Du bleibst im Verkauf und behältst vorläufig deinen Titel und deine Privilegien. Aber du wirst wie Donato und die anderen Abteilungsleiter an die Geschäftsführung berichten. Von jetzt an haben wir im Übrigen nur noch eine geschäftliche Beziehung. Komm nie wieder uneingeladen in mein Haus oder an meinen Tisch.«

Es ging steil nach unten. Sein Titel war eine Sache. Sein Gehalt und die Prämie auf lange Sicht eine andere. Teresa hatte die Macht, ihn völlig zu entblößen, deshalb benutzte er die einzige Waffe, die ihm zur Verfügung stand. »Ich bin Sophias Vater.«

»Ich weiß, wer du bist.«

»Verzeihung, *Signora*«, sagte René mit vollendeter Höflichkeit, »darf ich etwas sagen?«

»Sie sind, eingeladen oder nicht, ein Gast meines Hauses. Was möchten Sie sagen?«

»Ich merke, dass meine Anwesenheit hier nicht besonders erwünscht ist.« René's Tonfall war gleichmütig, und

sie blickte Teresa unverwandt an. »Und dass meine Beziehung zu Tony nicht Ihre Zustimmung findet. Aber er ist seit Langem ein Gewinn für Ihr Unternehmen. Da ich beabsichtige, für *ihn* ein Gewinn zu sein, kann Ihnen das nur nützen.«

»Das bleibt abzuwarten. Sie entschuldigen uns.« Teresa blickte über den Tisch. »Helen, Eli und ich müssen mit Sophia und Tyler sprechen. Der Kaffee wird im Salon serviert.«

»Du sagst irgendetwas«, begann Sophia zitternd vor Wut, als die anderen das Zimmer verlassen hatten, »und dann ist es auch so. Hast du dich so daran gewöhnt, *Nonna*, dass du glaubst, das gesamte Leben eines anderen Menschen einfach mit ein paar Worten verändern zu können?«

»Jeder hat die Wahl.«

»Was ist das denn für eine Wahl?« Sophia konnte nicht mehr sitzen bleiben und sprang auf. »Nimm Donato. Er hat nie außerhalb des Unternehmens gearbeitet. Sein ganzes Leben ist davon bestimmt. Und Tyler? Schon als Junge hat er seine ganze Zeit und Energie in MacMillan gesteckt.«

»Ich kann für mich selbst reden.«

»Ach, hör doch auf.« Sie drehte sich zu ihm um.

»Deine Zunge verknotet sich doch, sobald du fünf Wörter hintereinander sagen musst. Und ich soll dir beibringen, wie man Wein vermarktet?«

Ty sprang auf, ergriff ihre Hände und drehte die Handflächen nach oben. »Wie Rosenblätter. Gepflegt und weich. Und ich soll dir beibringen, wie man arbeitet?«

»Ich arbeite genauso hart wie du! Nur weil ich nicht schwitze und in schlammverkrusteten Stiefeln herumstapfe, bedeutet das noch lange nicht, dass ich nicht mein Bestes gebe.«

»Ihr fangt ja großartig an, ihr beiden«, seufzte Eli und goss sich noch etwas Portwein ein. »Wenn ihr kämpfen wollt, dann kämpft. Es wird euch guttun. Das Problem ist, dass keiner von euch jemals etwas tun musste, was euch wirklich gefordert hat. Vielleicht versagt ihr, vielleicht fallt ihr beide auf den Hintern bei eurem Versuch, etwas anderes zu tun als bisher. *Mehr* zu tun.«

Sophia reckte ihr Kinn. »Ich werde nicht versagen.«

»Du hast eine Saison lang Zeit, um es zu beweisen. Möchtest du gern wissen, was am Ende auf dich wartet? Helen?«

»Na, bis jetzt habe ich mich großartig unterhalten.« Helen legte ihre Aktentasche auf den Tisch.

»Gutes Essen und eine Show, und das für so wenig Geld ...« Sie nahm Akten heraus und stellte die Tasche wieder auf den Boden. Dann rückte sie ihre Brille zurecht. »Ich werde mich kurz fassen und einer Sprache befleißigen, die auch Laien verstehen. Eli und Teresa fassen ihre Unternehmen zusammen und passen sie einander an, was einerseits Kosten senkt, auf der anderen Seite aber auch neue Kosten entstehen lässt. Ich halte es für eine sehr kluge geschäftliche Entscheidung. Jeder von euch wird den Titel eines Vizepräsidenten haben. Jeder von euch hat unterschiedliche Aufgaben und Verantwortlichkeiten, die in den Verträgen, die ich bei mir habe, festgeschrieben sind. Die Vertragsdauer umfasst ein Jahr. Sind eure Arbeitsergebnisse am Ende dieses Jahres inakzeptabel, so bekommt ihr wieder eine geringere Position zugewiesen. Darüber ist dann zu verhandeln.«

Während sie sprach, zog sie zwei Verträge aus einer Aktenmappe. »Ty, du bleibst in MacMillan wohnen, das Haus

und die Einrichtung stehen dir weiter zur Verfügung. Sophia, du wirst hierhin umziehen müssen. Deine Wohnung in San Francisco wird ein Jahr lang von Giambelli gehalten, für den Fall, dass du dich geschäftlich in der Stadt aufhalten musst. Ty, wenn du dort geschäftlich zu tun hast, wird für Unterbringung gesorgt. Geschäftsreisen in andere Städte werden selbstverständlich vom Unternehmen bezahlt. Das *Castello* in Italien steht euch beiden zur Verfügung, gleichgültig ob ihr aus geschäftlichen oder privaten Gründen oder einer Mischung aus beidem dort hinfahrt.«

Helen blickte lächelnd auf. »So weit nicht so übel, was? Jetzt das Zuckerstückchen. Wenn du, Sophia, dich am Ende dieses Vertragsjahres gut geschlagen hast, bekommst du zwanzig Prozent vom Unternehmen, einen halben Anteil am *Castello* und den Titel einer Co-Präsidentin. Wenn *deine* Arbeit gut war, Tyler, wirst du ebenfalls zwanzig Prozent erhalten, das Besitzrecht an dem Haus, in dem du jetzt wohnst, und den Titel eines Co-Präsidenten. Beide bekommt ihr zehn Hektar Weinberge, um euer eigenes Label anzubauen, wenn ihr wollt, oder, wenn euch das lieber ist, erhaltet ihr den Marktwert dafür.«

Helen machte eine Pause und fügte dann hinzu:

»Pilar erhält auch zwanzig Prozent, wenn sie mit ihren Vertragsbedingungen einverstanden ist. So hat jeder Anteile. Im Fall von Elis oder Teresas Tod gehen ihre jeweiligen Anteile auf den Ehepartner über. Und an dem traurigen Tag, an dem keiner von beiden mehr unter uns weilt, werden ihre vierzig Prozent wie folgt verteilt: fünfzehn Prozent für jeden von euch jungen Leuten und zehn Prozent für Pilar. Damit hielte dann jeder von euch fünfunddreißig Prozent am größten Weinunternehmen der Welt. Und um das zu

